Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 59 (1955-1956)
Heft: 3

Artikel: Colomba. Teil 4
Autor: Merimée, Prosper
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-663277

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

PROSPER MERIMÉE

COLOMBA

4

Copyright by Eduard Kaiser Verlag, Klagenfurt

Colomba sah ihren Bruder an, der sich nicht lange bitten liess, und gemeinsam betraten sie das grösste Zimmer der Herberge, das dem Oberst als Salon und Speisezimmer zugleich diente. Als Fräulein della Rebbia Miss Nevil vorgestellt wurde, machte sie eine tiefe Verbeugung, sprach aber kein Wort. Man konnte auf den ersten Blick sehen, dass sie sehr befangen war und vielleicht zum erstenmal in ihrem Leben mit Leuten der höheren Gesellschaft beisammen war. Dennoch lag in ihrer Art, sich zu geben, gar nichts Provinzielles. Die Fremdartigkeit ihrer Erscheinung verbarg ihre leichte Unbeholfenheit. Dadurch machte sie auf Miss Nevil Eindruck, und da im Gasthof kein anderes Zimmer frei war, denn der Oberst hatte mit seiner Tochter sämtliche verfügbaren Räume mit Beschlag belegt, liess sich Miss Lydia, zum Teil wohl aus Neugierde, herab, Fräulein della Rebbia ein Bett in ihrem eigenen Zimmer anzubieten.

Colomba stammelte einige Dankesworte und folgte Miss Nevils Zofe, um ihre Toilette, die durch den Ritt durch Sonne und Staub etwas gelitten hatte, in Ordnung zu bringen.

Als sie in den Salon zurückkam, blieb sie bei den Gewehren des Obersten, die ein Jäger in einer Ecke des Raumes abgestellt hatte, stehen.

«Was für schöne Waffen!» sagte sie. «Gehören sie dir, mein Bruder?»

«Nein, es sind englische Waffen und gehören dem Oberst. Sie sind ebenso vortrefflich wie formschön.»

«Ich wollte, du hättest eine solche Waffe», sagte Colomba.

«Unter diesen drei Gewehren», sagte der Oberst, «steht eines unbedingt della Rebbia zu, er versteht es zu gut, damit umzugehen. Heute bei vierzehn Schuss vierzehn Treffer!»

Sogleich entstand ein edler Wettstreit, in dem Orso unterlag, sehr zur Befriedigung seiner Schwester, wie man aus dem Ausdruck kindlicher Freude, der sich über ihr sonst so ernstes Gesicht ergoss, bemerken konnte.

«Wählen Sie, mein Lieber», sagte der Oberst.

Orso lehnte ab.

«Dann wird Ihr Fräulein Schwester für Sie wählen.»

Colomba liess sich nicht lange bitten. Sie ergriff das am wenigsten mit Zierat geschmückte Gewehr, aber es war eine ausgezeichnete, grosskalibrige Mantonbüchse.

«Dieses hier», sagte sie, «muss sehr gut schiessen.»

Ihr Bruder verwirrte sich in Danksagungen, als gerade zur rechten Zeit das Essen aufgetragen wurde, um ihn aus seiner Verlegenheit zu befreien.

Miss Lydia war entzückt, zu sehen, wie Colomba, die sich anfänglich ein wenig geziert hatte und erst auf einen bittenden Blick des Bruders hin sich zu Tisch setzte, sich als gute Katholikin bekreuzigte, ehe sie die Speisen berührte.

«Herrlich», sagte sie sich, «das ist wirklich ursprünglich und echt.»

Sie nahm sich vor, noch mancherlei Betrachtungen über diese jugendliche Vertreterin alten korsischen Volkstums anzustellen. Orso schien sich nicht ganz wohl zu fühlen, offenbar war er besorgt, seine Schwester könnte etwas sagen oder tun, was zu sehr an ihr Dorf erinnerte. Aber Colomba beobachtete ihn unaufhörlich und passte ihr Benehmen ganz dem seinen an. Bisweilen betrachtete sie ihn starr, mit einem seltsam traurigen Ausdruck, und wenn ein solcher Blick ihn traf, wendete er sich ab, denn es lag eine stumme Frage darin, die er sehr wohl verstand. Man unterhielt sich in französischer Sprache, denn der Oberst beherrschte das Italienische nur mangelhaft. Auch Colomba vermochte dem Gang der Unterhaltung zu folgen, und das wenige, was sie schicklicherweise zu dem Gespräch mit ihren Gastgebern beitragen musste, sprach sie recht gut aus.

Nach Tisch fragte der Oberst, dem die geheime Spannung zwischen Bruder und Schwester nicht

entgangen war, in seiner freimütigen Art, ob Orso nicht mit seiner Schwester etwas zu besprechen hätte, und erbot sich in diesem Falle, sich mit seiner Tochter in das anstossende Gemach zurückzuziehen. Doch Orso beeilte sich, dieses Anerbieten mit Dank abzulehnen und versicherte, dass er in Pietranera — das war der Ort, wo er sich aufzuhalten gedachte — genug Zeit haben werde, mit seiner Schwester zu plaudern.

Der Oberst nahm also seinen gewohnten Platz auf dem Sofa ein, und Miss Nevil, nach mehreren vergeblichen Versuchen, Colomba in ein Gespräch zu ziehen, ersuchte Orso, ihr einen Gesang Dantes vorzulesen. Dante war nämlich ihr Lieblingsdichter. Orso wählte den Gesang der Hölle, in dem die Episode von Francesca da Rimini vorkommt, wobei er sich alle Mühe gab, jene erhabenen Terzinen, die so wunderbar die Gefahr schildern, zu zweien ein Liebesbuch zu lesen, mit Ausdruck vorzutragen.

Während er las, bog sich Colombas Gestalt wie unter einem Bann über den Tisch, immer näher dem Vorlesenden zu. Sie hob den Kopf, den sie bisher gesenkt gehalten hatte, in ihre Augen kam ein strahlendes Feuer, sie wurde abwechselnd rot und blass und zuckte, wie von einem Krampf geschüttelt, unruhig auf ihrem Stuhl hin und her. Wie wunderbar ist doch die Anlage des Italieners, wie durch ein natürliches Organ Poesie unmittelbar zu verstehen, ohne dass dieses Volk es nötig hätte, sich deren Schönheiten durch einen pedantischen Schulmeister erklären und zergliedern zu lassen.

Als die Lesung beendet war, rief sie aus:

«Wie schön das ist! Wer hat das gemacht, mein Bruder?»

Orso war ein wenig verlegen, aber Miss Lydia erklärte lächelnd, es sei ein florentinischer Dichter gewesen, der vor einigen Jahrhunderten gelebt habe.

«Du sollst Dante lesen», sagte Orso, um abzulenken, «sowie wir in Pietranera sind.»

«Mein Gott, wie schön das ist!» wiederholte Colomba, und sie sprach drei oder vier Terzinen, die sie im Gedächtnis behalten hatte, lebhafter werdend und mit stärkerem Ausdruck als ihr Bruder. Lydia war ganz erstaunt.

«Sie scheinen die Dichtkunst sehr zu lieben», sagte sie, «ich beneide Sie, dass Sie Dante zum erstenmal und wie ein neues Buch lesen werden.»

«Sie sehen, Miss Nevil», bemerkte Orso, «welche Macht die Verse Dantes haben, dass sie imstande sind, eine kleine Wilde, die nur ihr Paternoster kennt, zu rühren. Aber nein, da irre ich mich. Ich erinnere mich soeben, dass Colomba eigentlich vom Fach ist. Als sie noch ein Kind war, war sie schon eifrig bemüht, Verse zu schmieden, und mein Vater schrieb mir später, dass sie die beste Voceratrice sei, die man in Pietranera und zwei Meilen im Umkreis finden kann.»

Colomba warf ihrem Bruder einen flehenden Blick zu. Miss Nevil hatte schon von den Improvisationen korsischer Sänger gehört und empfand den heftigsten Wunsch, eine solche kennenzulernen. Daher bat sie Colomba inständig, doch eine Probe ihres Talentes zu geben. Orso versuchte, dies zu verhindern, denn es war ihm peinlich, die poetische Begabung seiner Schwester erwähnt zu haben. Mochte er noch so sehr beteuern, dass es nichts Banaleres als eine korsische Ballata gäbe und dass nach den Versen Dantes eine solche zu zitieren sein Vaterland blossstellen hiesse, er reizte dadurch die Laune Miss Nevils nur noch mehr und sah sich schliesslich gezwungen, seine Schwester aufzufordern, etwas zum besten zu geben.

«Also gut, so improvisiere etwas, aber mach es kurz!»

Colomba seufzte leise, starrte eine Minute lang auf die Tischdecke, erhob dann ihren Blick zu den Balken des Plafonds, legte endlich ihre Hand über die Augen, gleich jenen Vögeln, die glauben, nicht gesehen zu werden, wenn sie selbst nicht sehen, und sang, beziehungsweise deklamierte, mit zaghafter Stimme in einem schwebenden Tonfall folgende Ballata:

«Das Mädchen und die Taube.

Im stillen Tal, weit hinter den Bergen — nur eine Stunde am Tage die Sonne dort scheint — In jenem Tale dort steht ein düsteres Haus — Gras wächst über die Schwelle — Fenster und Türen sind immer verschlossen — niemals steigt Rauch auf über dem Dach. — Doch wenn des Mittags die Sonne erscheint — öffnet sich lautlos ein kleines Fenster. — Die Waise setzt sich ans Spinnrad und spinnt. — Sie spinnt den Faden und singt dazu — es ist ein Lied voll Schwermut und Leid. — Kein anderer Gesang tönt Antwort dem ihren. — Doch eines Tages, es war im Frühling — kam eine wilde Taube geflogen — hörte des Mädchens trauriges Lied. — O Mädchen, sprach sie, du weinst nicht allein, ein Sperber hat mir mein Weibchen geraubt. — Taube, so zeig mir den

räuberischen Sperber — und flög er so hoch, wie die Wolken ziehn — ich hol ihn herunter und lindre dein Leid. — Ich aber, ich armes, so armes Mädchen — wer bringt mir den Bruder zurück? — So ferne verharrt er in fremdem Land. — Mädchen, so sag mir, wo weilt dein Bruder? — Ich breite die Flügel und fliege zu ihm.»

«Das ist eine sehr artige Taube», sagte Orso und umarmte seine Schwester mit einer Bewegung, die zu dem scherzenden Ton seiner Worte im Widerspruch stand.

«Ihr Lied ist wirklich entzückend», sagte Miss Lydia, «Sie müssen es mir in mein Album schreiben. Ich werde es ins Englische übertragen und vertonen lassen.»

Der biedere Oberst, der von dem Ganzen kein Wort verstanden hatte, schloss sich den Komplimenten seiner Tochter an und fügte hinzu:

«Ist diese Wildtaube, von der Sie gesprochen haben, mein Fräulein, derselbe Vogel, den wir heute, auf dem Rost gebraten, verspeist haben?»

Miss Nevil holte ihr Album und war nicht wenig erstaunt, zu sehen, wie sparsam die Dichterin beim Niederschreiben ihres Liedes mit dem Papier umging. Statt jedem Vers eine eigene Zeile zu gönnen, schrieb sie sie fortlaufend in einer Linie über die ganze Breite des Papiers, so dass sie der bekannten Definition: «Gedichte sind kurze Zeilen von ungleicher Länge mit einem freien Rand an beiden Seiten», nicht mehr entsprachen. Man hätte auch einige Einwände gegen Fräulein Colombas eigenwillige Orthographie erheben können, aber Miss Nevil lächelte dazu, während Orsos brüderliche Eitelkeit Folterqualen litt.

Es war Zeit geworden, zu Bett zu gehen, und so zogen sich die beiden jungen Mädchen in ihr Zimmer zurück. Während Miss Lydia Halsband, Ohrringe und Armbänder abnahm, bemerkte sie, wie Colomba aus ihrem Kleid ein langes Ding hervorzog, das sie zunächst für ein Fischbein ansah, aber es hatte eine andere Gestalt. Sie schob es sorglich unter ihren auf dem Tisch liegenden Mezzaro, dann kniete sie nieder und sprach andächtig ihr Abendgebet. Nach zwei Minuten lag sie in ihrem Bett. Von Natur aus sehr neugierig und wie alle Engländerinnen umständlich beim Aus- und Ankleiden, näherte sich Miss Lydia dem Tisch und, indem sie vorgab, eine Nadel zu suchen, lüftete sie den Mezzaro. Darunter lag ein ziemlich langes, auf eigentümliche Art mit Perlmutter und Silber eingelegtes Stilett. Es war eine sehr schöne, altertümliche Arbeit von hohem Liebhaberwert.

«Ist es hier Mode», fragte Miss Nevil lächelnd, «dass junge Damen dieses zierliche Instrument in ihrem Korsett tragen?»

«Es ist eine Notwendigkeit», gab Colomba mit einem leisen Seufzer zur Antwort, «es gibt hier so viele böse Menschen.»

«Und Sie hätten im gegebenen Fall wirklich den Mut, damit zuzustossen — so etwa?»

Dabei vollführte Miss Lydia die Gebärde des Stechens, so wie sie es im Theater gesehen hatte, von oben nach unten.

«Sicher, wenn es sein müsste», antwortete Colomba mit ihrer sanften melodischen Stimme, «um mich oder meine Freunde zu verteidigen. Aber so dürfen Sie es nicht halten, denn Sie könnten sich selbst verletzen, wenn die Person, die Sie treffen wollen, zurückwiche. So, sehen Sie!» Sie setzte sich auf und nahm Miss Lydia das Stilett aus der Hand. «Man muss den Stoss von unten nach aufwärts führen. Auf diese Weise wirkt er unbedingt tödlich, sagt man. Glücklich, wer solche Waffen nicht nötig hat!»

Sie seufzte, liess ihren Kopf auf das Kissen zurücksinken und schloss die Augen. Man hätte sich keinen schöneren, edleren und jungfräulicheren Kopf denken können. Selbst Phidias hätte, um seine Minerva zu schaffen, sich kein besseres Vorbild wünschen können.

VI.

Um der Regel des Horaz zu genügen, habe ich mich sofort «in medias res» gestürzt. Nun, da alles schläft, die schöne Colomba, der Oberst und seine Tochter, will ich die Gelegenheit ergreifen, den Leser über gewisse Umstände zu unterrichten, die er kennen muss, um dem Gang der Handlung, den diese wahre Geschichte nun nimmt, weiter zu folgen. Es ist bereits bekannt, dass der Oberst della Rebbia, der Vater Orsos und Colombas, durch Meuchelmord sein Leben verlor. Man wird aber in Korsika nicht, wie etwa in Frankreich, von dem ersten besten Galgenvogel ermordet, der kein anderes Mittel weiss, um jemand seiner Wertgegenstände zu berauben. Man wird dort von seinen Feinden erschlagen, aber der Grund, weshalb man Feinde hat, ist oft nicht leicht festzustellen. Viele Familien hassen einander aus Tradition, auch dann noch, wenn der ursprüngliche Grund dieses Hasses dem Gedächtnis der Generationen oft schon längst entschwunden ist.

Die Sippe, der Oberst della Rebbia angehörte, hegte einen unauslöschlichen Hass gegen verschie-

dene andere Familien. Ihre Erzfeinde aber waren die Barricini. Eine Ueberlieferung besagte, dass im sechzehnten Jahrhundert ein della Rebbia eine Barricini geschändet habe und dafür von einem Verwandten derselben ermordet worden wäre, andere erzählen den Vorgang umgekehrt. Auf jeden Fall lag Blut zwischen den beiden Häusern. Bei alledem aber hatte dieser Totschlag, ganz gegen die Regel, keinen weiteren zur Folge gehabt, weil sowohl die della Rebbia als auch die Barricini von der genuesischen Regierung in gleicher Weise verfolgt wurden und dadurch ihre jungen Männer gezwungen worden waren, ihr Vaterland zu verlassen, so dass die beiden Familien mehrere Generationen hindurch ihrer tatkräftigsten Mitglieder beraubt waren. Gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts hatte ein della Rebbia, Offizier in neapolitanischen Diensten, der sich in einem Spielhaus befand, einen Streit mit Soldaten, in dessen Verlauf einer ihn einen korsischen Ziegenhirten nannte. Er zog den Degen, aber allein gegen drei wäre es ihm wohl übel ergangen, wenn nicht ein Unbekannter, der ebenfalls an dem Spiel teilnahm, mit dem Ruf: «Auch ich bin ein Korse!» ihm zu Hilfe gekommen wäre. Dieser Fremde war ein Barricini, der im übrigen seinen Landsmann nicht kannte.

Barricini und della Rebbia, als sie sich einander vorgestellt hatten, ergingen sich in Höflichkeitsbezeigungen und schlossen eine innige Freundschaft, wie es unter Landsleuten in der Fremde leicht geschieht. Diese dauerte aber nur so lange, als beide auf dem Kontinent verweilten. Auf ihre Insel zurückgekehrt, sahen sie sich nur selten, obwohl sie in derselben Ortschaft lebten, und als einer von den beiden starb, erzählte man sich, dass sie wohl fünf bis sechs Jahre nicht mehr miteinander gesprochen hatten. Die Söhne der beiden hielten es ebenso und lebten, wie man auf der Insel sagt, «nach der Etikette». Der eine, Ghilfuccio, der Vater Orsos, ergriff die Offizierslaufbahn, der junge Giudice Barricini wurde Advokat. Nachdem sie beide eine Familie gegründet hatten und es auch keine beruflichen Anknüpfungspunkte gab, hatten sie fast keine Gelegenheit mehr, einander zu sehen oder zu sprechen.

Eines Tages, um das Jahr 1809, las Giudice in der Zeitung, dass Hauptmann Ghilfuccio della Rebbia eine militärische Auszeichnung erhalten habe. Er machte darauf vor einigen Bekannten die Aeusserung, diese Auszeichnung setze ihn gar nicht in Erstaunen, da General N. N. die Familie della Rebbia seit je begünstige. Diese Aeusserung wurde Ghilfuccio in Wien hinterbracht, der seinerseits einem Landsmann gegenüber die Bemerkung fallen liess, er erwarte, bei seiner Rückkehr nach Korsika Giudice Barricini als einen steinreichen Mann vorzufinden, denn er hätte zweifellos an seinen verlorenen Prozessen weit mehr verdient als an seinen gewonnenen. Es ist ungewiss, ob er damit zum Ausdruck bringen wollte, dass der Advokat seine Klienten betrüge, oder ob er damit nur die Binsenwahrheit wiederholte, dass eine schlechte Sache den Juristen mehr einzubringen pflegt als eine gute. Wie dem auch sei, der Advokat Barricini erhielt Kenntnis von diesem Epigramm und vergass es nie.

Im Jahre 1812 kandidierte er für das Amt des Bürgermesiters in seiner Gemeinde und hatte auch die beste Aussicht, es zu werden, als General N. N. an den Präfekten schrieb, um ihm einen Verwandten der Frau della Rebbias zu empfehlen. Der Präfekt beeilte sich, den Wünschen des Generals zu entsprechen, und Barriccini zweifelte keinen Augenblick daran, dass er diese Intervention einer Intrige Ghilfuccios zu verdanken habe. Nach dem Sturz des Kaisers im Jahre 1814 wurde der Schützling des Generals als Bonapartist denunziert und durch Barricini ersetzt. Während der hundert Tage wurde zwar dieser wieder seines Amtes enthoben, aber nachdem der Sturm vorüber war, nahm er das Amtssiegel des Bürgermeisters und die Zivilregister in aller Form wieder in Besitz.

Von diesem Augenblick an strahlte sein Stern heller denn je. Oberst della Rebbia, der, auf Halbsold gesetzt, sich nach Pietranera zurückgezogen hatte, musste in einem gleichsam unterirdisch geführten Kampf eine Flut stets neuer Schikanen über sich ergehen lassen. Bald wurde er wegen eines Schadens, den eines seiner Pferde an den Gehegen des Bürgermeisters angerichtet hatte, zur Verantwortung gezogen, dann wieder liess dieser unter dem Vorwand, in der Kirche neue Fliesen zu legen, eine Steinplatte entfernen, die das Wappen der della Rebbia trug und unter der ein Vorfahre dieser Familie bestattet lag. Wenn aber fremde Ziegen die Pflanzungen des Obersten abfrassen, so fanden deren Besitzer beidem Bürgermeister Schutz und Beistand. Nach und nach wurden der Krämer, der das Patronat von Pietranera betreute, und der Feldhüter, ein alter Invalide und Schützling della Rebbias, ihrer Posten enthoben und durch Kreaturen Barricinis ersetzt.

(Fortsetzung folgt)